

Die Entwicklung des Engadiner Haustypus

Autor(en): **Meili, Claudia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1993)**

Heft 6

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Claudia Meili

Die Entwicklung des Engadiner Haustypus

Professor Dr. Roger Sablonier vom Historischen Seminar der Universität Zürich hat während des letzten und vorletzten Jahres ein Seminar zur Bündner Geschichte abgehalten. Unter dem Titel «Graubünden: Wirtschaft, Sozialstruktur und politische Verhältnisse eines alpinen Kleinstaates» beschäftigte sich die Veranstaltung mit Aspekten der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte.

Der Bündner Monatsblatt veröffentlicht einige der aus dem Seminar hervorgegangenen Arbeiten (die Arbeit von Sylvia Bendel in Nr. 3/1992, diejenige von Peter Röthlisberger in Nr. 1/1993, diejenige von Bettina Voland in Nr. 3/1993). Es hofft, damit vermehrt Einblick in Themen geben zu können, die heute an der Universität aktuell sind und von jungen Historikerinnen und Historikern bearbeitet werden.

Die Redaktion

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	413
Das Engadinerhaus – zwei Beispiele	415
– Normtypus des ausgehenden 16. Jahrhunderts	415
– Haus Nummer 7 in Gonda-Lavin	420
Quellen	422
– Notariats-Imbreviatur. Atypisches Lösungsmuster	424
– Notariats-Imbreviatur. Typisches Lösungsmuster	424
– Quellendiskussion	425
Architektur des Engadins – ihre Voraussetzungen und ihre Umfelder	427
– «Architektur als Kultur»	428
– Die Architektur und ihre Voraussetzungen	429
– Lage	429
– Technische Entwicklung	430
– Die Architektur und ihre Umfelder	431
– Wirtschafts- und agrargeschichtliche Faktoren	431
– Politische und rechtliche Faktoren	432
– Architektur und Weltanschauung	434
– Familien- und Sozialgeschichte	435
Fazit	437
Anmerkungen	439
Quellen und Literatur	442
– Abkürzungen	442
– Quellen	442
– Bibliographie	442

Einleitung

In der folgenden Arbeit konzentriere ich mich auf einen kleinen Ausschnitt der Bündner Kulturlandschaft, auf das Engadin. Dieses Tal, welches haustypologisch als einheitliches Gebiet betrachtet werden kann, weist seit der frühen Neuzeit eine stark spezialisierte Bautradition auf, die sich zum Teil markant von jenen der anderen Kantons- teile und der südlichen Nachbarschaft abhebt.

Das Hauptgewicht wird dabei auf der Untersuchung des bäuerlichen Profanbaus in den ganzjährig bewohnten Siedlungen liegen. Sakralbauten, Gebäude der Temporärsiedlungen, Wirtschaftsbauten (alleinstehende), Patrizierhäuser sowie die Wohnstätten der Unterschichten werden nur insofern berücksichtigt, als sie für das übergeordnete Thema von Interesse sind. Weiter werde ich die Inneneinrichtungen und die zum Teil reichen Aussenverzierungen nur am Rande erwähnen.

Hervorstechendstes Merkmal der Engadiner Kulturlandschaft, und damit auch des Profanbaus als ein Bestandteil derselben, ist die ausgeprägte Tendenz zur Zentralität. Versucht man die Entwicklung dieses Haustypus zu erfassen, kommt man nicht umhin, nach den Ursachekomplexen dieser die Bauentwicklung nachhaltig beeinflussenden Erscheinung zu fragen.

Wie entsteht ein derart spezialisiertes Lösungsmuster einer Hauskomposition mit Ein-, Zu- und Durchfahrt, wie es das Engadin kennt? Inwiefern stehen die Verdichtungserscheinungen in Zusammenhang mit der Funktion des Hauses, des jeweiligen Raumes? Wie kann die Durchbrechung der sonst gültigen Regel, dass Mensch und Tier nie dieselbe Türe haben, erklärt werden? Weshalb wandert der Hof samt Miststock in einer hinsichtlich des Zivilisationsprozesses aufstrebenden Gesellschaft ins Wohnhaus?

Die aktuelle Forschung geht davon aus, dass der Wohnbau um 1400 revolutioniert wurde. Die alte, vertikal orientierte mittelalterliche Bauweise wurde von einer grossen Anzahl neuer Baumuster abgelöst. Im 16./17. Jahrhundert ist die Entwicklung abgeschlossen, die Hauslandschaften unterschiedlichster Prägungen haben sich konstituiert. Das gilt auch für die Entwicklung des Engadiner Haustypus. Die Untersuchung muss demzufolge in der frühen Neuzeit, im 15. und 16. Jahrhundert ansetzen.

Die Quellenlage ist in bezug auf die Hausforschung¹ nicht optimal und zwar sowohl im Bereich der schriftlichen Quellen wie hinsichtlich des noch vorhandenen Feldmaterials. Um- und Neubauten, Feuersbrünste und andere Katastrophen, insbesondere in der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts und Ende des 16. Jahrhunderts, haben im Engadin die Wohn- und Wirtschaftsgebäude weitgehend zum Verschwinden gebracht. Vielerorts sind allenfalls noch Fundament-

konstruktionen übrig geblieben.² Pläne oder Modelle sind entweder mitverbrannt oder waren nie vorhanden. Die entwicklungsgeschichtlich aufschlussreichen Bindeglieder fehlen somit.

Als für die Hausforschung ergiebig haben sich jedoch die Protokolle der Notariatsbüros erwiesen. Das Engadin kannte bis ins 17. Jahrhundert diese schriftliche Notariatstradition. Oftmals hatten dabei die Notare Auseinandersetzungen betreffend eines Hauses zu schlichten. Sowohl die angesprochenen Problemfelder in den Quellen wie die zum Teil detaillierten Hausbeschreibungen sind für die Hausforschung von grossem Nutzen. Ich habe mich auf einige interessante Protokolle, die in der entwicklungsgeschichtlich relevanten Zeit entstanden sind, konzentriert. Dabei habe ich versucht, sie unter einer baugeschichtlichen Fragestellung zu analysieren.

Ausgangspunkt der Arbeit wird die Vorstellung eines Engadinerhaus-Normtypus sein, der aufgrund der von Peter Zumthor entwickelten Methode der Inventarisierung erarbeitet wurde. Gleich anschliessend stelle ich die bis heute einzigen umfassend archäologisch untersuchten Fundamentreste eines Profanbaus vor. Anhand dieser Basis wird es im zweiten Teil darum gehen, mittels der Quellen und der Literatur weiterführende Problemkreise wie Familien- und Sozialgeschichte, Wirtschafts-, Transport- und Agrargeschichte, Rechtsgeschichte und politische Geschichte miteinzubeziehen. Der theoretische Raster, der methodische Ansatzpunkt, unter welchem ich die verschiedenen Gesichtspunkte beleuchte, entnehme ich Aufsätzen des italienischen Architekturhistorikers und Kulturanthropologen Vittorio Magnago Lampugnani. Seine Abhandlungen lassen sich unter dem Stichwort «Architektur als Kultur» und «Architektur als Ideengeschichte» subsumieren.

Viele Aussagen dieser Arbeit beruhen auf zum Teil ausführlichen Gesprächen mit Diego Giovanoli, Adjunkt der kantonalen Denkmalpflege, Jon Mathieu, Privatdozent an der Universität Bern, Urs Clavadetscher, Leiter des archäologischen Dienstes und Silvio Margadant, Staatsarchivar. Von ihnen durfte ich viele Anregungen und Hilfeleistungen im Laufe meiner Beschäftigung mit diesem Thema erfahren. Auch wurde mir immer wieder grosszügig zum Teil noch unveröffentlichtes Material zur Verfügung gestellt. Dafür möchte ich ganz herzlich danken.

Das Engadinerhaus – zwei Beispiele

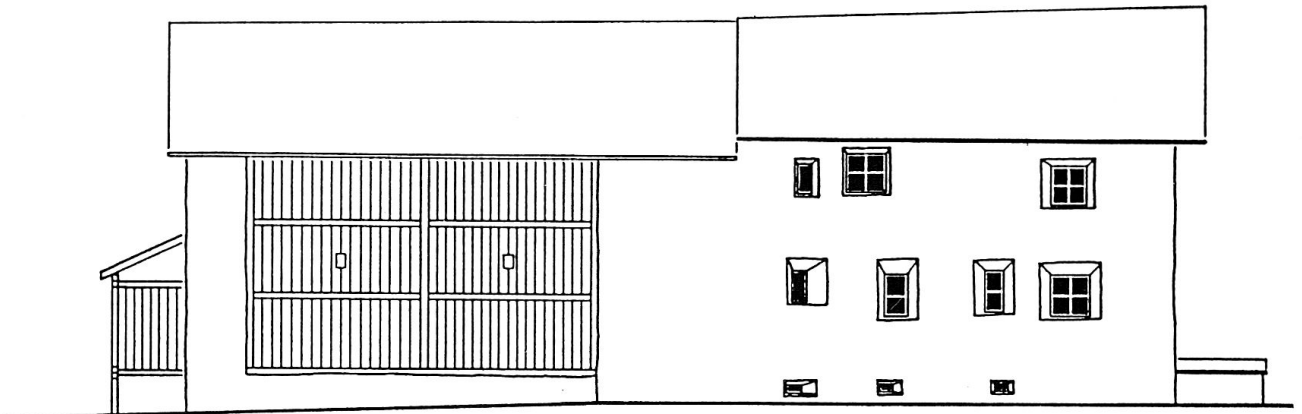
Normtypus des ausgehenden 16. Jahrhunderts

Als Ausgangslage für die späteren Erläuterungen wird es vorerst darum gehen, ein idealtypisches Beispiel eines Engadiner Hauses des ausgehenden 16. Jahrhunderts vorzustellen. In ahistorischer Betrachtungsweise interessiert lediglich die unmittelbar äussere Form der architektonischen Gestalt eines Normtypus, dessen Konstruktion, Proportion und Gliederung.

Entwicklungsgeschichtlich löst dieser Bau die einem vertikalen Grundmuster verpflichtete mittelalterliche Konstruktionstradition ab. Es erfolgt eine aus der Differenzierung der Funktionen resultierende horizontale Auslegung der Bauten sowie der ganzen Siedlung. Wurden die Geschosse der mittelalterlichen Turm- und Saalbauten durch Aussenzugänge erreicht, so erfolgt nun die Vertikalerschliessung intern. Der Normtypus stellt das Resultat dieser Entwicklung dar. Über Jahrhunderte hinweg fand dieses einmal ausgebildete Grundmuster seine Anwendung und wurde nurmehr unmerklich verändert.³

Beim Engadiner Profanbau handelt sich um einen *landwirtschaftlichen Einhof* bestehend aus einem Wohn- und einem Wirtschaftsteil, die miteinander *durch Ein- und Durchfahrten* verbunden sind. Die Anlage ist *dreigeschossig* und meist in *Mischbauweise* erstellt, das heisst in einer Verbindung von Blockbau aus Holz und Massivbau aus Stein.⁴ Ein einfaches, flaches *Satteldach* schliesst den in sich geschlossenen, nach aussen sehr kompakt wirkenden Baukubus ab.⁵

Die Ausdruckskraft der Fassaden konzentriert sich vor allem auf die giebelständige, strassenorientierte Hauptfassade des Hauses. Bestimmend für die Fassadenkomposition sind zwei architektonische Hauptmerkmale⁶. Die *grosse, rundbogige Einfahrt in den Sulèr* (Durchfahrt Erdgeschoss) und die *tiefliegenden, trichterförmig eingelassenen, schartenähnlichen Fenster*, die, keiner Symmetrie folgend, über die Fassade verteilt sind. Das Einfahrtstor zum Sulèr bildet ein vierteiliges Tor, das nur zum Einbringen der Heufuhren ganz geöffnet wurde. Grösstenteils sind diese Tore mit im Diagonalmuster aneinanderstossenden Profilleisten verziert. Soweit es die Topographie und die Strassenverhältnisse zulassen, liegt unmittelbar neben dem Haupttor, halbgeschossig vertieft, die Cuorteinfahrt (cuort: Durchgang zum Stall, Hof). Die Einfahrt zur Cuort ist kleiner und niedriger und nur durch zwei einfache Bretterflügel verschlossen. Zwischen der steigenden Rampe zum Erdgeschoss und der sinkenden Rampe zum Untergeschoss befindet sich eine Trennmauer, die als Sitzmauer ausgebildet ist.⁷ Diese der Strasse zugewandte Fassade hat Repräsentationscharakter, ist oft reich bemalt und zusätzlich mit einem Erker versehen. Die Seitenfassaden des Wohnteils wie die des Wirtschaftsteils sind beim



durchschnittlichen Profanbau schlicht gehalten, bei Stall und Scheune fehlen oft jegliche Fenster.

Zu einem festen, ja sogar oft *starren Anordnungsmuster* entwickelte sich die *Grundrisseinteilung*. Sie erfuhr im Laufe der Jahrhunderte die konsequenteste Durchführung.

Architektonischer, räumlicher, wie auch sozialer Mittelpunkt des Engadiner Hauses bildet das *Erdgeschoss*. Entlang dem *Sulèr* reihen sich hier die auf die Strasse zu orientierte Stube (*Stüva*), die Küche (*chadafö*) und die Vorratskammer (*chaminada*). Der *Sulèr*, im Unterengadin oft auch *Pierten* genannt, dient als *obere Durchfahrt in die Scheune und als Vorraum* für die Räumlichkeiten des Erdgeschosses. Meist ist er in Firstrichtung angelegt und stellt den grössten geschützten Raum des Hauses dar. Der Boden ist in der Regel aus breiten Brettern gezimmert, die Decke ruht auf starken Balken in Längsrichtung. Seit dem 18. Jahrhundert wurde der *Sulèr* unter dem Einfluss des Barockstils, insbesondere im Oberengadin und bei Bauten höherer Schichten, mit einem flachen Gewölbe überdeckt.⁸ Seine Nutzungsmöglichkeiten sind sehr vielfältig; er dient als Vorraum, Durchgang, als Arbeits-, Ess- und Abstellplatz.⁹ In der der Stube diagonal gegenüberliegenden Ecke befindet sich die *Treppe* zum Unter- und Obergeschoss. Diese ist immer gemauert, weist Tritte mit Holzabdeckung auf und ist mit dem *Abort* kombiniert. In vielen Fällen liegt der Abort frei auf dem Podest der Kellertreppe, allenfalls auf dem Podest der oberen Treppe. Die Entleerung erfolgt über einen gewölbten Schacht, dessen Öffnung auf die Mistlege der Cuort mündet.¹⁰

Zwischen Treppenhaus und Chaminada befindet sich die Einfahrt zur *doppelstöckigen Scheune (Tablà)*. Die Grundfläche des Tenn ist in der Regel ungefähr gleich gross wie diejenige des Wohnhauses. Der gesamte Vorrat an Heu, Emd, und Stroh für den Winter ist in diesem Raum gelagert. Unterteilt ist die Tablà durch eine Dreschbrücke (*Eràl*). Weiter gehört ein oberer Boden und eine Trocknungslaupe zur Scheune. Zur leichteren Heubeförderung ist das Tenn oft mit einem Aufzug

Abb. 1:
Aussenansicht
eines Normtypus.

versehen. Die Konstruktion ist aus Holz und weist Eckpfeiler auf. Von aussen ist entweder die vertikale Holzverschalung oder ein weisser Mauerverputz sichtbar.

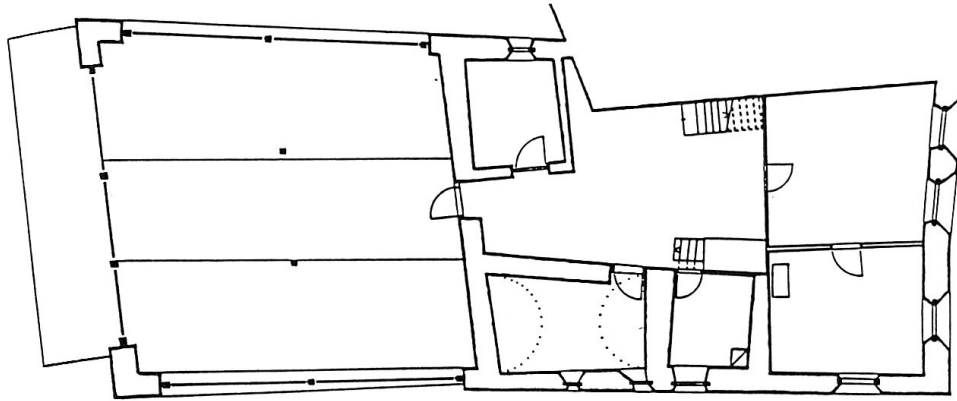
Die aus Sicherheitsgründen schon relativ früh vollständig gemauerte *Küche* ist schmal und gewölbt und dient als reiner Werkraum. Unmittelbar hinter der Türe erfolgt die Beheizung des Ofens. An der vorderen Stirnseite befindet sich die Feuerstelle und der Schüttstein mit der Ausgussnase unter dem Fenster. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts setzen sich unter dem Druck feuerpolizeilicher Verordnungen Kamine durch, sodass noch lange Zeit der Rauch frei der Tonne entlanggestrichen ist, ungehindert in den ersten Stock stieg, um schliesslich durch das Steindach zu entweichen.

Im sogenannt klassischen Engadinerhaus-Typus liegt die *Chaminada* wie erwähnt an dritter Stelle.¹¹ Der Vorratsraum ist immer gewölbt. Er gehört zur Standard-Ausstattung des Bauernhauses. Hier lagern Nahrungsvorräte, wie Mehl, Gewürze, Honig, Dörrfrüchte u.a.m. Interessanterweise ist die Vorratskammer durchwegs geräumiger und die Gewölbeform reicher als jene der Küche.¹² Weitere Trockenvorratsräume für Brot und Fleisch befinden sich über der Chaminada.

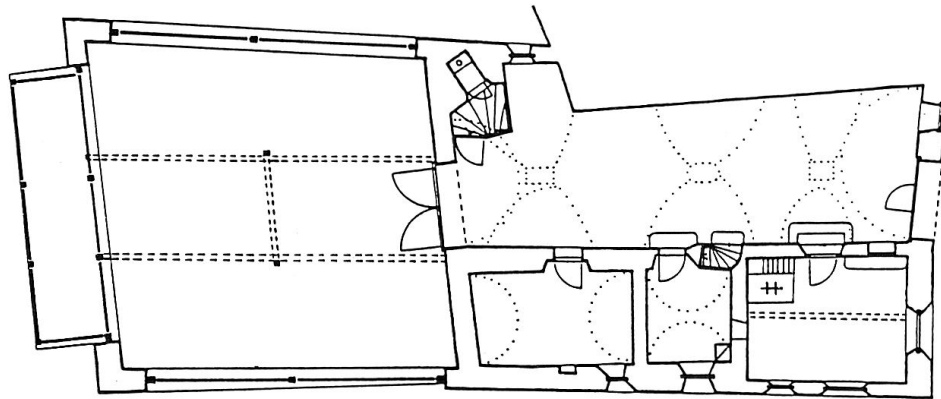
Den warmen Kern des Hauses bildet die Chadafö, die Stüva, die Schlafkammer (Chambra) und später eventuell noch die Stüva sura. Diese Räume besitzen die zentrale Wohnfunktion.¹³

Die rauchlose, heizbare Stube (Stube und Heizung sind in ihrer Entwicklung als konzeptuelle Einheit zu verstehen¹⁴) liegt immer gleich rechts oder links des Eingangs (einige Tritte höher als das Bodenniveau des Vorraums) und nimmt eine bevorzugte Lage im Hausganzen ein. Als Ess- und Aufenthaltsraum der Familie bildet die Stube den eigentlichen Kern des Hauses. Die Wände bestehen aus sichtbaren, gehauenen Balken des rohen Strickwerkes, die jedoch im Laufe der Zeit zunehmend mit Arvenholz getäfelt werden. Die Decken sind ebenfalls meist als einfache Bretterdecken gehalten. Der Unterzug, Eck- und Mittelspiegel sowie die Dekorationsleisten sind oft mit Schnitzwerk verziert.

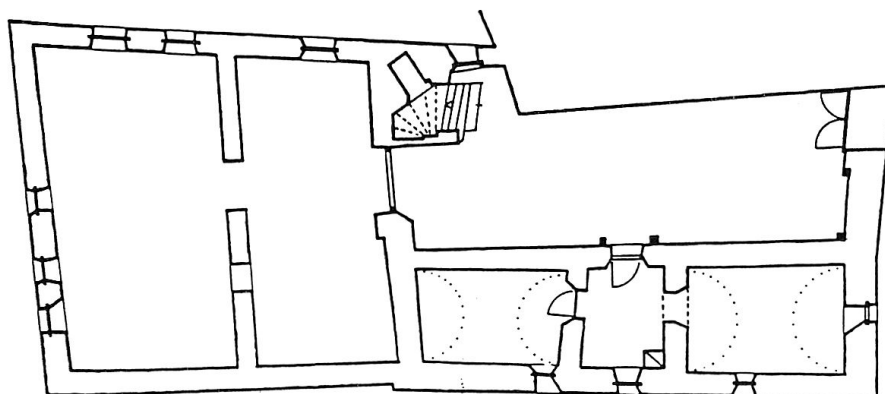
Der gemauerte und verputzte *Ofen*¹⁵ befindet sich in der Ecke zwischen Zimmertüre und Küchenwand. Die Öfen sind ohne Ausnahme Hinterlader, das heisst, sie werden von der Küche oder vom Sulèr aus geheizt.¹⁶ Angeschlossen an den Ofen ist meist eine schmale steinerne Treppe, von der man durch eine kleine Falltüre in die Schlafkammer gelangt. Zur festen Ausstattung der Stube gehören das Buffet¹⁷, das Sturzkästchen über dem Eingang, die Durchreiche zur Küche, die meist mehrere Wände einnehmende Bank und die Sakralecke hinter dem Tisch. Die Einteilung wie die Ausstattung folgen einem relativ starren Muster. Die verschiedenen Zeitalter differieren lediglich in der Art der Profile, in der Ausstattung der Buffets und der Ofengestelle.¹⁸



OG: Schlafgeschoss



EG: Wohngeschoss



Kellergeschoss

Abb. 2:
Grundrisse von
Keller, Erd-
geschoss und
erstem Ober-
geschoss eines
Normtypus.

Über der Stüva, im ersten Obergeschoss, ist in jedem Haus eine niedrige *Schlafkammer* (Chambra) vorhanden. Zwischen Stube und Schlafgemach wird kein Doppelboden eingebaut, damit die Wärme möglichst ungehindert steigen kann.¹⁹ In der Konstruktionsweise folgt die Chambra der Stüva: Sie ist in oft verputztem Holzstrick gehalten.

Die *Stüva sura*, auch Stüva bella genannt, liegt in der Regel direkt über dem Sulèr-Eingang. Sie ist eine eigenständige Einrichtung und fand in vielen Durchschnittpfanbauten des Engadins Einlass. Ausstattungsmässig ist sie mit der Stube verwandt, ihre Konstruktion ist jedoch anders.²⁰ Die obere Stube ist nie gestrickt und selten heizbar. Die Stüva sura gehört wie die Stube und der Sulèr zu den sozial relevanten Räumen des Hauses. Im 18. und 19. Jahrhundert haben reiche Rückwanderer diesen Raum für Repräsentationszwecke gebraucht und ihn deshalb reich ausstatten lassen. Wie bereits erwähnt, werden im ersten Stock, im Vorraum (Palantschin), oft weitere Trockenvorratsräume oder Schlafgemache eingebaut.²¹

Bei Häusern mit herrschaftlichem Anspruch werden zur Raumgewinnung dem Sulèr, auf der gegenüberliegenden Seite der traditionellen Wohnzeile, weitere Zimmer angefügt.

Halbgeschossig vertieft liegt das Kellergeschoss. Seine Ordnung entspricht der darüberliegenden Wohnzeile, und seine Nutzung ist determiniert durch die Lage: feucht und dunkel. Hier liegen die *Ställe*, die Nasskeller und die Cuort. Der Stall ist vielfach unterteilt in Vor- und Hauptstall. Kühe, Rinder, Kälber, Schafe, Ziegen und Schweine belegen diese Läger und Pferche. Für die Pferde ist in der *Cuort*, dem eigentlichen Hof der Bauernfamilie, ein Abteil abgetrennt. In Lage und Grösse entspricht die Cuort immer dem Sulèr, ist jedoch nie gewölbt. Hier lagert der Bauer den Mist, findet er Platz für Wagen, Geräte und Geschirr. In den in die Cuort mündenden Kellern ist Käse, Schotte, Frischfleisch, Wein und Brot gelagert.²²

Der beschriebene Engadinerhaus-Normtypus stellt, wie bereits angesprochen, das Resultat eines Versuches vor, eine aufgrund einer kunsthistorisch orientierten, formengeschichtlichen Analyse und einer ahistorisch, formalarchitektonisch ausgerichteten Untersuchung das Typische, das die Summe der verschiedenen Bauformen auszeichnet, in komprimierter Form wiederzugeben. Trotz des bestehenden fragmentarischen Charakters, stellt ein derartiger Normtypus die Grundlage für einen Erklärungsansatz dar, der von den fassbaren geschichtlichen Fakten ausgeht. Im Falle dieser Untersuchung werden diese Fakten einerseits die Notariats-Imbreviaturen, andererseits die in der Literatur bereits erarbeiteten historischen Konstellationen der frühen Neuzeit im Engadin sein.

Haus Nummer 7 in Gonda-Lavin

Die Feldforschung, neben der Quellen- und Archivforschung die zweite Arbeitsmethode der Hausforschung und für eine ganzheitliche Geschichtsbetrachtung unabdingbar²³, steckt im Engadin noch in ihren Anfängen. Bis anhin wurden die Fundamentreste *eines* spätmittelalterlichen (14. Jh.) Gebäudes umfassend archäologisch ausgegraben und untersucht. Es handelt sich dabei um das Haus Nummer 7 in der Wüstung Gonda bei Lavin. Es wird angenommen, dass Gonda seit der Baldironischen Invasion im Verlaufe der Bündner Wirren abgegangen ist.

Von der Ruine des Hauses Nummer 7 sind noch die Mauern des Untergeschosses erhalten, Teile der bergseitigen Nordmauer gehen bereits in das eigentliche Erdgeschoss über. Dort sind eine Leibung eines Parterre-Eingangs und ein Scharfenfenster zu sehen, welches den unteren Raum oder eine frühere Treppe vom Erd- ins Untergeschoss beleuchtete. Aufgrund zum Teil starker Brandrötungen und Funden versteckter kostbarer Gegenstände kann man annehmen, dass das Haus durch einen Brand zerstört wurde. Fragen betreffend den weiteren Aufbau, allfällige aus Holz gefertigte Teile, die Firstrichtung und Dachbedeckung lassen sich nicht beantworten.²⁴

Die Aussenmauern sind massiv aus Mörtelmauerwerk konstruiert, ein Material, das sich bis ins 14. Jahrhundert auf Bauten der Mittel- und Oberschicht beschränkt.²⁵ Man kann also davon ausgehen, dass es sich hierbei um den Bau einer höher gestellten, aber durchaus

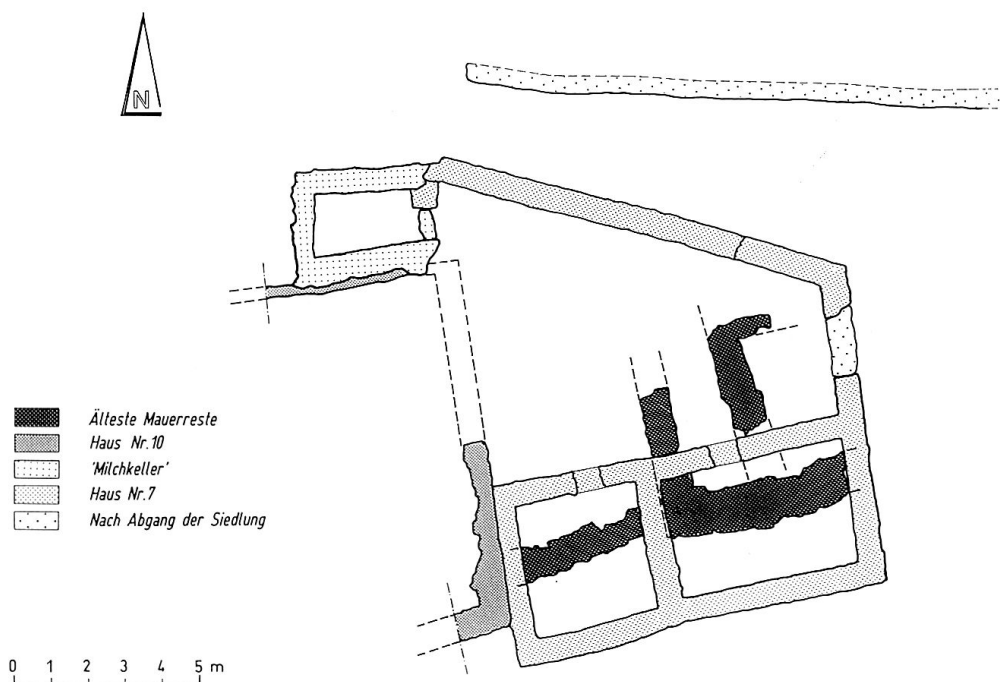


Abb. 3:
Grundrissplan
des Hauses
Nummer 7.



Abb. 4:
Fotografie der
abgeschlossenen
Grabung.

durchschnittlichen Familie handelt. Interessant für die vorliegende Untersuchung ist nun die Tatsache, dass die *Raumaufteilung des Untergeschosses etwa den bekannten Grundrissen der Engadiner Wohnhäuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert entspricht*: Im Norden befindet sich ein grosser Gang, die Cuort, welche von Osten her durch ein grösseres Rundbogentor zugänglich war. Der Raum liegt parallel zum Hang und wurde *als Durchfahrt* angelegt. Der neben der Cuort-Einfahrt liegende Radabweiserstein ist ein weiteres klares Indiz dafür, dass dieser Raum als Zufahrt zum Stall benutzt wurde. Von der Cuort gelangt man zudem in zwei kleinere Kellerräume und in einen Milchkeller.²⁶ Eine erstaunliche Analogie zu späteren Bauten wird offenbar.

«Der Grundriss macht deutlich, dass beim Bau jener Engadiner Häuser, welche nach 1500 entstanden sind, auf ältere Bautraditionen zurückgegriffen wurde.»²⁷

Aus dieser Tatsache wird ersichtlich, dass die Vielzweckbauten auf einer längeren historischen Kontinuität beruhen, als bislang von der Forschung angenommen wurde.

Der Blick ins späte 14. Jahrhundert, der uns dank dieser Ausgrabung ermöglicht worden ist, macht deutlich, dass viele bis anhin allgemein angenommene Prämissen bezüglich der Entwicklung des Bauernhauses in Frage gestellt werden müssen. Dies zeigen auch neueste dendrochronologische Untersuchungen, deren Resultate oftmals weit über vierhundert Jahre zurückreichen.²⁸ Weitere Grabungen und Untersuchungen müssen nun diese ersten Ergebnisse untermauern.²⁹

Alle Hauptelemente des Hofes: Wohnhaus, Stallscheune, einge-

zäunter Pflanzgarten und Wiese sind also im Engadin zu einem einzigen Gebäude verschmolzen und bilden eine geschlossene bauliche Einheit. Die Gebäude sind nach Möglichkeit auf die Strasse zu orientiert und stehen in einem streng geregelten, strukturierten Dorfverband.³⁰ Die Hausforschung tendiert heute zu der Annahme, dass dieser Vielzweckbau aus der Addition und Kombination einzelner Gebäude entstanden ist. Den historischen und konstruktiven Kern des Engadiner Profanbaus bildet bei diesem Erklärungsansatz die Einheit aus gemauertem Feuerhaus und in Blockbauweise erstellter Stube.³¹ Nach David Meili handelt es sich hierbei um ein architektonisches Grundmuster, das als übergreifendes Gestaltungsprinzip der alpinen Bauten betrachtet werden könnte.³² Den Bauernhäusern im Mittelland läge dann im Gegensatz dazu ein dividierendes Grundschema zugrunde.

Nach Simonett ist die Einteilung des Wohngeschosses beim Engadiner Haustypus auf einen Baugedanken zurückzuführen, der im Grunde genommen in fast allen Teilen Graubündens nachweisbar ist und in struktureller Verwandtschaft mit der Form der dreiräumigen Hütte steht: Nämlich der ebenerdigen Hütte mit der Aufreihung Stube, Küche, Keller, jedoch *ohne* davor liegendem Korridor.³³

Die Gründe, die zu diesem Prozess führten, sind bis heute zum Teil noch unklar. Im folgenden wird es nun darum gehen, diese grob dargelegte Entwicklung aufgrund von ausgewählten Notariats-Imbreviaturen und weiteren den Bauentwicklungsprozess tangierende Faktoren zu analysieren.

Quellen

Nach der ersten, grundlegenden Annäherung an die Entwicklung und Ausprägung des Engadiner Haustypus soll im folgenden die Frage erläutert werden, was uns die Quellen für ein Bild der Engadiner Häuserlandschaft vermitteln. Die dafür ausgewählten Quellen stammen, wie eingangs erwähnt, aus Notariatsprotokollbüchern des 16. Jahrhunderts. Sie entstanden in einer Kanzlei in Samedan unter dem Notar Jachiam Bifrun.

Die Quellen sind verstichwortet und es existieren dazu Regestenbücher. Diese sind für die Hausforschung jedoch nur bedingt von Nutzen, da sie kaum unter einer baugeschichtlichen Fragestellung analysiert worden sind. Die Originale sind in sehr gutem Zustande im Staatsarchiv Graubünden einsehbar.

Die Notariats-Imbreviaturen stehen in der über Jahrhunderte hinweg dauernden Engadiner Schrifttradition. Sie sind, jeweils nach mehreren Jahren zusammengefasst, sorgfältig gebunden. Ihre Sprache ist durchwegs in *Mittellatein* gehalten, wobei sie in einer Mischung aus

Gelehrten- und Volkssprache verfasst sind. Daneben fallen viele Wörter und Einschübe romanischen Ursprungs auf, gerade was Texte betrifft, die in Zusammenhang mit Hausbeschreibungen stehen. Die Protokolle sind handschriftlich überliefert, und ihre Lesbarkeit hängt damit von dem jeweiligen Schreiber ab; die Unterschiede sind sehr gross.

Die Urkunden stehen in Beziehung mit *Rechtsgeschäften* und haben damit immer *normativen* Charakter. Sie sind eingespannt zwischen dem Aussteller, dem Notar und dem Empfänger oder der Empfängerin. Hier der gesamte an der Herstellung einer Urkunde beteiligte Personenkreis: der Verfügende, der Schreiber, die Beurkundungszeugen und dort die Personen, die Anlass sind für die Verhandlungen: die BittstellerInnen, IntervenientInnen oder die PetentInnen. Die Urkunden verbriefen die jeweils entschiedenen Rechtsansprüche bzw. Privilegien; ihre Bestimmung war somit, *soziale Beziehungen* normativ zu ordnen. Urkunden öffentlicher Notare erheben den Anspruch öffentlichen Glaubens; ihnen kam in gerichtlichen Verhandlungen die Funktion eines Beweismittels zu (*littera authentica*).³⁴

Die Protokolle sind formgebunden und folgen einer *traditionellen Gliederung*: Nennung des Notars, Vorstellung der Zeugen, Konflikterläuterung und -darlegung, Festlegung der Privilegien bzw. der gefassten Entschlüsse, nochmalige Nennung des Notars, eventuell der Zeugen. In dieser Untersuchung interessieren nun die Auseinandersetzungen, die Häuser oder Hausteile betreffen, wie *Erbteilungen, Baubewilligungen, Bauverträge, Verfügungsgewalten über Grundstücke etc.*

Bereits übersetzte oder vollständig transkribierte Notariats-Imbreviaturen existieren nicht. Es war daher schwierig, sich einigermaßen einen Überblick über die grosse Zahl der Protokolle zu erarbeiten. Bei der Auswahl, die ich grob nach den Jahreszahlen getroffen habe, spielt sicherlich eine gewisse Zufälligkeit mit. Um dennoch einen Überblick über eine grössere Zahl von Protokollen zu erhalten, habe ich mich auf verschiedene, den Hausbau signifikant betreffende Wörter gestützt, die bei den Gebäudebeschreibungen stetig auftreten. Beispiele hierfür sind 'solarium', 'tablatum', 'cohors' oder 'hypocaustus'. Waren sie in einer Urkunde vorhanden, versuchte ich kurz den Grundriss zu rekonstruieren. Dabei interessierte mich vor allem, ob das Wohngebäude mit der Stallscheune verschmolzen ist, wo sich der Hof befindet, die Ausrichtung auf die Strasse und die damit verbundene Lösung der Zufahrtsmöglichkeiten.

Nachstehend gebe ich zwei Imbreviaturen vollständig wieder.³⁵ Es handelt sich hierbei um zwei Teilungsverträge betreffend Wohn- und Wirtschaftsbauten.

Notariats-Imbreviatur: Atypisches Lösungsmuster

Notariats-Imbreviatur Nummer 325. Buch Jachim Bifrun. Samedan. 1547.³⁶

Anno ut supra. Die tertia augusti

Coram me notario et apraeciatoribus Samadeni (gestrichenes Wort) et cum illis mathias Bunhorn heredes quondam Iohannis lita (- ? evtl. durchgestrichen) gilli diviserunt bona sua sortita per superscriptos apraeciatores sorticula extracta per ipsos heredes hac conditione uti quilibet bini qui se divisione agranatos putaverint, valeant hinde ad proximum festum Crucis suae parti adiungere et uni alterutri optionem offerre. ita uti partes remancant ita divisa ut infra.

Duobus fratribus Andrea et Anthonio evererunt haec

Domus cum furno et horto superiore cunque media via eius domus qua est autem via publica usque ad angulum superiorem ovilli et cum semisse cohorte superiore quae paret inter tablatum et domum ita in (camera) cohorte non occupetur viatici alioquin quilibet suum occupare possit. Cum hijs praedijs. pratum in Craista Bardun. pars prati in Arundatz versus enum. pars exterior arvi in Cruce.

Iohanni et Annae evererunt haec

Tablatum cum horto contiguo et bubile cunque media via eius domus quae est autem via publica sursum ad angulum superiorem bubili quae via non occupetur aedificando intra ostennium (?) ut aditus Iannae bubili sit liber. reliqua autem cohors sit semissis sua ita ut viatici non impediuntur. pratum in imas campanias pratum apud Enum prope pratum tochiatae pars prati in Arundatz versus trogium pratum novum in Flatz pratum pratis Simonis pars interior in Cruce.

Egidio et catharinae evererunt haec

hortus subtus domum quondam Andreae Bifrun. Pratum de Spitzel. Pratum in Pede montis. Pratum in molendrisi. pratum in trogio lato. Pratum in monte. pars media prati in Arundatz. Arvus in Planego.

Quae partes ita divisa sunt hac conditione uti domo uti fruuntur communiter dicti heredes pro hoc anno, et etiam hac conditione si partes electione alterentur termino superscripto ut fruges coequarentur et compensarentur arbitrio praedictorum visorum. Actum in domo dictorum heredum praesentibus ut supra.

Notariats-Imbreviatur: Typisches Lösungsmuster

Notariats-Imbreviatur Nummer 341. Buch Jachim Bifrun. Samedan. 1548.³⁷

Anno ut supra. Die autem 28. Aprilis.

Divisionem fecerunt Jacobus Pitzen cum suis filijs omnibus et corporum curatoribus sua domus et horti contigui. Quam divisionem

fecerunt arbitrio apraeciatorum Samadensium videndum. Bartholomei Biffrun Stephani martini Lucij del gros et Nutti ian drea. Quam domum cum horto in tribus infrascriptis partibus. Primum caminada cum culina et cavedium subtus et superne cum contignatio(r) ita ut hostium cavedij debet mutari versus hortum. culina et caminada habeant et superna pristrinos viatica. et haec pars cum parte horti contigua designata. altera pars est hipocaustum cum cavaedio subtus et camera superni et contignatione et parte horti contigua. designata tertia pars est tablatum cum ovili subtus cum parte cohortis anterioris descendens (unleserlich) usque postem superiorem Iannae cohortis communis. usque ad primum angulum ovili cum parte horti sicuti determinata est. (gestrichenes Wort) Cohors autem tota; excepta parte supra(scripta) communis est. quae debet servire usibus universarum partium, ita ut ea utantur uti hactenus quam nullus occupare debet. Scopare autem et eius tectum manutenere debent omnes tres partes. Prima et tertia pars evenit patri tnedia autem suis filiis. Actum in domo Nutti Zirella praesentibus suprascriptis apraeciatoribus.

Quellendiskussion

Einleitend möchte ich festhalten, dass die Zahl der exakt untersuchten Imbreviaturen nicht ausreicht, um fundierte, allgemeingültige Aussagen machen zu können. Meine Beobachtungen beruhen auf punktuellen Analysen und bleiben somit fragmentarisch.

Bei den zwei vollständig wiedergegebenen Notariats-Imbreviaturen handelt es sich um Hausteilungsverträge zwischen mehreren ErbInnen bzw. zwischen dem Vater und seinen Söhnen. Derartige Verträge und Bestimmungen finden sich in den Protokollbüchern zuhauf. Ein Hinweis darauf, wie stark das Haus durch die Generationenfolge geformt wurde. Eine Hauskonstruktion blieb selten länger als eine Generation unverändert. Da das Engadin die Realerbteilung kannte, fiel allen erbberechtigten Personen die gleiche Erbmasse zu. Eine fortschreitende Güterzerstückelung ist die Folge davon. Die Häuser mussten dadurch nach Teilungen oft an- oder umgebaut werden.

In der ersten Imbreviatur wird das Erbe von Johannes Gilli in drei Lose geteilt. Interessant im Zusammenhang dieser Untersuchung ist die Tatsache, dass es sich hierbei um einen *Gebäudekomplex mit getrennten Wohn- und Wirtschaftsteilen und dazwischenliegendem Hofplatz* handelt. Das Wohnhaus, der Stall und der Garten werden aufgeteilt, wobei jedoch gegenseitige Nutzungsrechte bestehen bleiben. Offensichtliche Probleme ergeben sich bei dieser Teilung hinsichtlich der *Zufahrtsrechte*. Sie werden für jede Partie exakt festgelegt und scheinen demnach von eminenter Bedeutung gewesen zu sein. Von ausgelagerten Wirtschaftsgebäuden ist nicht die Rede, hingegen werden zahlrei-

che nutzbare Grundstücke aufgezählt. Die ganze Ernte wurde damit in den zentralen Stall eingelagert. Eine Bedingung für einen effizienten Arbeitsablauf war dabei die gesicherte, problemlose Zufahrt zur Scheune. Sie scheint bei getrennten Wohn- und Wirtschaftsteilen, insbesondere wenn innerhalb des Gebäudekomplexes noch Unterteilungen vorgenommen wurden, oft nicht leicht bewerkstelligen gewesen zu sein. In bezug auf die Inneneinteilung erfahren wir aus dieser Imbreviatur nichts, da der gesamte Wohntrakt einer Partie zufällt.

Die zweite Imbreviatur, knapp neun Monate später entstanden, stellt einen Teilungsvertrag für einen *klassischen Engadiner Haustypus* vor. Das Haus wird innen vertikal getrennt. Dem Vater fällt der rückwärtige Teil zu (Ausgang durch den Garten), den Söhnen die auf die Strasse gerichtete Stube und Schlafkammer sowie ein Teil des Sulèr. Der Hof (cohors) unterliegt der Nutzung aller HausbewohnerInnen. Alle den Engadiner Haustypus konstituierenden Räume werden explizit genannt: Küche, Vorratskammer, Sulèr und der obere Durchgang, Heu- und Viehstall sowie die Cuort. Festlegungen bezüglich der Zufahrten zu Scheune und Stall treten keine auf. Sie stellten kein Problem dar und mussten so auch nicht ausdrücklich erwähnt werden.

Die beiden ausgewählten Notariats-Protokolle machen deutlich, dass im 16. Jahrhundert verschiedene Grundrisslösungsmuster im Engadin nebeneinander existieren. Weitere Analysen bestätigen dieses Bild. Neben dem bereits vollständig ausgebildeten Engadiner Haustypus prägen mannigfaltige Gebäudekonstruktionen, die jeweils unterschiedliche Grade hinsichtlich der Verschmelzung von Wohn- und Wirtschaftsteilen aufweisen, die Häuserlandschaft. Die Problematik der Zufahrt zu Stall und Scheune, einerseits durch die Cuort, andererseits durch den Sulèr, findet in den Protokollen in der Mitte des 16. Jahrhunderts sehr oft ihren schriftlichen Ausdruck. Die ungehinderte Zufahrtsmöglichkeit scheint also für den Bauer von dringlicher Notwendigkeit gewesen zu sein.

Um die Problematik näher einkreisen zu können, versuchte ich, die verschiedenen Nennungen der Zufahrten zu erfassen. Darunter fallen 'cohors', 'solarium', 'cavedium' und 'viaticus'. Etymologisch können 'cohors' (Akkusativ: cohorte[m]) – → 'Cuort' und 'solarium' → Sulèr einander zugeordnet werden. Hinsichtlich der Semantik dieser Etyma ist jedoch nur 'cohors' eindeutig. Sowohl im Lateinischen wie im Romanischen bedeutet es im weitesten Sinne 'Hof'. Bei 'solarium' sind die Bedeutungszusammenhänge nicht leicht ersichtlich. 'Solarium' muss in der lateinischen Sprache etwas mit 'Sonne' zu tun haben. In den Wörterbüchern wird es oft mit Terrasse übersetzt. Wie nun der Sulèr, der höchstens ein kleines Fenster besitzt, mit 'Sonne' bzw. 'Terrasse' in Verbindung gesetzt werden kann, ist mir nicht klar. Die Bedeutung von 'le sol' → der Boden könnte eventuell noch anklin-

gen. Das DRG hat dieses Wort noch nicht bearbeitet. Belege in grosser Zahl, bündnerromanisch, zentralladinisch und friaulisch wären in der etymologischen Kartei des DRG jedoch einsehbar. Vielleicht würde eine exakte Analyse dieser Etyma bezüglich der Entwicklung des den Engadiner Profanbau zentral bestimmenden Raums aufschlussreiche Resultate bringen. 'Cohors' tritt quantitativ häufiger auf als 'solarium', das sich als eine Raumbezeichnung erst ab Mitte des 16. Jahrhunderts durchzusetzen scheint. Eventuell ein Hinweis darauf, dass es in der Entwicklung der Durchfahrten eine zeitliche Verschiebung gab? 'cavedium' muss im jeweiligen Kontext als das den Durchgangsraum bezeichnende Wort gelesen werden. Hier also verkommt der obere Durchgangsraum zur 'Höhle', zum Keller. Weiter das Wort 'viaticus', das vermutlich im Zusammenhang mit Wegrechten und Zufahrtsmöglichkeiten verstanden werden muss, also eher ein Recht meint als eine effektiv bestehende Strasse. Die detaillierte Analyse der feinen Bedeutungsunterschiede bzw. -verschiebungen sowie deren gegenseitige Bezüge untereinander könnte möglicherweise interessante, weiterführende Hypothesen in bezug auf den Entwicklungsprozess des Engadiner Haustypus erbringen. Beigezogen werden müssten vor allem auch Protokolle aus dem 15. Jahrhundert.

Die häufige Nennung der Zu-, Ein- und Durchfahrtsproblematik kann als deutliches Indiz dafür gelesen werden, dass eine Entwicklung im Gange ist. Ansonsten wäre der Wiederhall in den Protokollen nicht so zahlreich und würde nicht so oft Anlass zu Auseinandersetzungen sein. Will man Problemkreise lösen, braucht es Veränderungen. Veränderung aber bedeutet Entwicklung.

Die Quellen vermitteln uns also das Bild einer noch sehr uneinheitlichen Häuserlandschaft. Offensichtlich befindet sie sich jedoch im Umbruch.

Architektur des Engadins – ihre Voraussetzungen und ihre Umfelder

Im abschliessenden Teil werde ich versuchen, das vielschichtige Umfeld, in das die Entwicklung eines Haustypus eingebunden werden muss, und mit dem es in ständiger Wechselwirkung steht, zu erfassen. Einige theoretische und methodische Grundgedanken von Vittorio Magnago Lampugnani möchte ich als Basis den nachfolgenden Überlegungen voranstellen.³⁸

«Architektur als Kultur»

«Architektur als Kultur: als Kunst und Technik des Bauens, die sowohl materielle Bedürfnisse der Menschen wie Schutz und Umhüllung als auch immaterielle Bedürfnisse wie Kommunikation und ästhetisches Behagen erfüllt. Die mit anderen Worten nicht nur die verschiedenen Aktivitäten der Menschen behaust, sondern auch Erfahrungen, Erinnerungen und Ideen mitteilt; und zwar mit ihrer Form. Architektur in diesem Sinne ist nicht [...] das unmittelbare Produkt von gesellschaftlichen oder kulturellen Entwicklungen, (doch) von diesen wie von Prägstempeln geformt.» Und: «Inmitten eines feinverzweigten Labyrinths von Ereignissen und Ideen schafft sich die Architektur ihre vielen eigenen Geschichten; Geschichten, die manchmal parallel verlaufen, manchmal auseinander gehen, manchmal einander überlagern und manchmal auch gegenläufig sind.»³⁹

Diese Beeinflussungen erfolgen auf gewundenen und nicht selten unerwarteten Wegen, sind so gut wie *nie gradlinig, transparent und logisch*.⁴⁰ Um dieser komplexen Auffassung von Architektur gerecht zu werden, entwickelte Lampugnani folgende Methode:

«Durch andere Dinge das eigentliche Sujet einkreisen, es (von immer wieder verschiedenen) Seiten beleuchten, um es durch seine Ausstrahlung auf sein (stets anders betrachtetes) Umfeld zu erklären.»⁴¹

Wobei all diese Beziehungen, und das scheint mir wichtig zu betonen, als Folie zu verstehen sind, hinter der die Architektur sichtbar wird. Die Architektur ist also nur sekundär Ausdruck dieser komplexen Wechselwirkungen, in erster Linie ist sie eine *selbständige Disziplin*, die eigenen, immanenten Gesetzmässigkeiten folgt. Diese Gesetzmässigkeiten sind vornehmlich jene des *Typus und der Form*.⁴² Sie leben länger als ihre ursprünglichen materialbedingten, konstruktiven und funktionalen Wirkungszusammenhänge.

In der traditionellen Hausforschung ging man bis anhin davon aus, dass es sich beim bäuerlichen Profanbau nicht um Architektur handelt:

«[...] natürliche Erfordernisse, von dem ein 'Bauen' in der Landschaft im Gegensatz zur 'Architektur' bestimmt wird.»⁴³

Die Häuser wurden in simplifizierende Monokausalität gestellt mit der *Funktion*, die sich von innen her nach aussen darstellt.⁴⁴ Implizit mit dieser Annahme verbunden ist die Vorstellung (vergleiche obiges Zitat), dass der Bauer *natürlich* baut, Landschaft und Siedlungsbild ein sogenannt organisches Ganzes bilden. Doch: Inwieweit ist der Mensch in der Lage, «Natürliches» zu planen?

Lampugnani spricht in diesem Zusammenhang von drei gängigen Missverständnissen:

«Die Form sei vom Material abhängig, die Form sei von der

Konstruktion und die Form sei von der Funktion abhängig. In Wahrheit bestehen zwischen Material, Konstruktion und Funktion auf der einen Seite und Form auf der anderen Seite variable und oft mehrdeutige Beziehungen.»⁴⁵ Und: «Funktionen sind komplex, treten meistens in Bündeln auf und lassen sich daher kaum linear in Gestalt umsetzen.»⁴⁶

Sicherlich ist es so, dass Funktionen eng mit der Entstehung eines Haustypus, insbesondere wenn es sich um einen bäuerlichen Profanbau handelt, verbunden ist. Doch erst wenn man die Aspekte der ständigen Funktionsveränderungen, -verdichtungen und -erweiterungen in die Untersuchung miteinbezieht, kann man ein sich den Fakten annäherndes Bild erarbeiten.

Anhand dieses theoretischen Rasters und mit der damit verbundenen Methode⁴⁷ werde ich im folgenden versuchen, die Entwicklung des Engadiner Haustypus *einzukreisen*. Ich gehe dabei vom Grundsatz aus, dass es sich beim Engadiner Profanbau um eine geplante formal-räumliche Artikulation einer Gesellschaft handelt. Welche *Ideen* stehen hinter dieser Architektur?

Die Architektur und ihre Voraussetzungen

Lage

Architektur kann nicht losgelöst von dem Ort, an dem sie sich entwickelt hat, betrachtet werden. Sie unterhält mit ihm eine komplexe Beziehung: Einerseits erhält die formale Artikulation durch den Ort bestimmende Impulse, andererseits schafft die Architektur selbst ihre Orte, ihre Präsenz.

Das Engadin liegt in einer Mittelstellung zwischen Nord und Süd. Im Süden liegt das Veltlin, die Lombardei, Italien und im Norden Österreich, v.a. das Tirol. Das Tal liegt relativ hoch und weist damit geringe Vertikalabstände zu den Temporärsiedlungen auf. Der Talboden ist breit und eignet sich zur Ackerbewirtschaftung.⁴⁸ Das Klima ist rauh. Das Engadiner Vielzweckhaus, zusammengedrängt im Haufendorf, bietet gegen die Unbill der Witterung sicherlich hinreichend Schutz. Darin jedoch schon einen die Formgebung determinierenden Faktor zu sehen, wäre voreilig.⁴⁹ Auf vergleichbaren Höhenlagen haben sich völlig andersartige Häuserlandschaften entwickelt, die ebenso genügenden Schutz gegen klimatisch harte Bedingungen bieten.

Aufgrund der zentralalpinen Lage, schneiden sich im Engadin bedeutende Transitrouten von Nord nach Süd und von West nach Ost. Die Handelsbeziehungen mit den umliegenden Tälern waren vielfältig, insbesondere natürlich mit dem Untertanenland Veltlin. Es ist daher nicht verwunderlich, dass viele äussere Einflüsse auf die Ent-

wicklung des Engadinerhauses eingewirkt haben. Unübersehbar ist beispielsweise die strukturelle Verwandtschaft der Engadiner Bauweise mit derjenigen des Vintschgaus.⁵⁰ Auch die südliche Architektur steht in naher Verwandtschaft mit diesem inneralpinen Bau. Wichtige Kunstströmungen, die teils durch die nahen Beziehungen zum Veltlin, teils durch die aus der Emigration oder dem Krieg heimkehrenden Rückwanderer⁵¹ in die Architektur des Engadins Eingang gefunden haben, sind die *Renaissance*, der *Barock* und später der *Klassizismus*. Diese Kulturströmungen haben nicht primär auf die Konstruktion, sondern vielmehr auf die Fassaden- und die Innenraumgestaltung (Verzierungen) eingewirkt. Waren diese Elemente vorerst auf die Bauten der lokalen Oberschicht beschränkt, so wurden sie mit der Zeit fragmentarisch auch für den bäuerlichen Profanbau übernommen.

Technische Entwicklung

Bestandteil einer Kulturanalyse muss immer auch die Untersuchung der technischen Entwicklung und der damit verbundenen Formen der alpinen Sachkultur und Arbeitstechniken sein.⁵² Die technische Weiterentwicklung bildet die Voraussetzung für die ständig komplizierteren Baukonstruktionen. Gerade beim Engadiner Profanbau handelt es sich um einen *konstruktiv anspruchsvollen Bau*, dessen bautechnologische Voraussetzungen erst im 15. Jahrhundert völlig zum Durchbruch gelangten.⁵³ Die Geschichte der Bautechnik im Engadin ist die Geschichte einer *ständigen Spezialisierung*. Das Resultat ist ein komplexer Profanbau, ein von Fachleuten elaboriertes Bauwerk.

Im Mittelalter baute der Bauer im Engadin vornehmlich aus Holz. Dies belegen mehrere Quellen.⁵⁴ Auch scheinen die ausbrechenden Feuer im 15. und 16. Jahrhundert jeweils leicht über die ganze Siedlung gegriffen zu haben, was ebenfalls auf zahlreiche Holzbauten noch in der frühen Neuzeit schliessen lässt. Es ist daher zu vermuten, dass sich die Engadiner Hauskonstruktion aus dem Holzbau entwickelte. Später wurden die Häuser aber – teilweise aus Gründen des Prestiges, teilweise aus Gründen der Feuersicherheit und Dauerhaftigkeit – als Steinbauten realisiert und zwar ohne auf den neu eingeführten Baustoff wirklich konstruktiv zu reagieren.⁵⁵ Es handelt sich beim Engadiner Bauernhaus also nur bedingt um eine primäre Steinkonstruktion. Die Mauerschale hat sich vielmehr quasi vom Feuerhaus über das ganze Haus «gefressen».

Interessant erscheint mir in diesem Zusammenhang, noch einen kurzen Blick auf das Verhältnis zwischen Architektur und ihren Urheber zu werfen. Die Architektur wird entscheidend von ihrem Urheber mitgeprägt, von dessen Persönlichkeit und Biographie. Der *Bauherr bestimmt die Gestaltung* des Hauses. Der *Baumeister*, ein gut ausgebildeter Fachmann, der oft von auswärts kommt (entweder aus dem benach-

barten Süden oder dem Tirol [Zimmerleute]), *hat dabei die Ideen des Bauherrn auszuführen*.⁵⁶ Sicher mit ein Grund, dass sich gewisse Grundprinzipien des Typus und der Form derart konsequent durchsetzen konnten.

Ein Hausbau zog sich oft über Jahre hinweg. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Konstruktion und die Form dem Zufall überlassen wurden. Jeder Hausbau war *sorgfältig und bewusst geplant*; für den jeweiligen Bauherrn war er ja von eminenter Bedeutung und verbunden mit einem grossen finanziellen Aufwand.⁵⁷ Die lange Bautätigkeit lässt sich dadurch erklären, dass die meisten Handwerker⁵⁸ im Neben- oder gar Hauptberuf Bauern⁵⁹ waren.⁶⁰ Viele Familienangehörige arbeiteten ebenfalls auf der Baustelle mit. So wurde nur gebaut, wenn nicht dringende Arbeiten auf dem Feld anfielen.

Die Architektur und ihre Umfelder

«Die Architektur verstanden als eine soziale Manifestation.»⁶¹

Wirtschafts- und agrargeschichtliche Faktoren

Ein Umfeld, das nachhaltig auf die bauliche Gestaltung der Gebäude eingewirkt hat, ist sicherlich das Agrarsystem und dessen Entwicklung. Im Engadin waren über 90% Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, und sie war bei weitem die *wichtigste Beschäftigung*, sie war, nach Mathieu, das Leben schlechthin.⁶² Der Haustyp steht somit unweigerlich in einer engen Wechselwirkung zum Landwirtschaftstyp.

Die Landwirtschaft basierte im Engadin auf einer *gemischten Betriebsweise*, in welcher die Viehwirtschaft und der Getreidebau die Hauptrolle spielten.⁶³ Die noch im 16. Jahrhundert bestehende heterogene Häuserlandschaft macht deutlich, dass durchaus unterschiedliche Haustypen, die einen zweckmässiger als andere, auf dieses Landwirtschaftssystem reagieren können. Der Engadiner Profanbau stellt *eine* dieser Möglichkeiten vor.

Das *Agrarsystem war um 1500 bereits stark zentralisiert*.⁶⁴ Ein gut funktionierendes zentralisiertes Agrarsystem ist immer verbunden mit einer hochstehenden Transport- und Fahrkultur, da ständig schwere Fuder über grosse Distanzen befördert werden müssen. Im Engadin hat nun *diese Transportkultur einen starken Einfluss auf die bauliche Gestaltung der Profanbauten*. Die Ein- und Durchfahrten zu Stall und Scheune, bei dichtgedrängten Häusergruppen oder an steilen Gassen oft die einzig mögliche Zufahrt zu dem hinter dem Wohnhaus liegenden Wirtschaftsgebäude, dokumentieren gewissermassen die Bedeutung der Fahrtransporte architektonisch. In der Literatur wird oft auch von einer «inneren Strasse» gesprochen.⁶⁵ Funktional betrachtet hat der

Fahrverkehr mit der Verbindung von Haus und Stall aber nichts zu tun. Die zentrale Speicherung der Produkte heisst nur, dass die Oekonomiebauten im Dorf an Bedeutung gewannen und *nach Möglichkeit mit einer Einfahrt versehen* wurden. Im Südalpengebiet existieren viele vertikal orientierte Mehrzweckhäuser, die mit der Fahrkultur in keiner Weise in Beziehung stehen.⁶⁶ Zudem wurden im Engadin oft Häuser mit Ein- und Durchfahrten gebaut, die in keiner Weise Zufahrtsprobleme zu Stall und Scheune aufwiesen.⁶⁷ Ein Hinweis darauf, wie stark sich dieses *architektonische Muster* im Engadin verfestigte und verselbständigte.

In starker Wechselwirkung steht die *Fahrkultur auch mit der Siedlungsgenese*. Wird ein Grossteil der Erträge nach der Ernte ins Dorf geführt, bemühen sich die Gemeinden, auch abgelegene Täler für den Fahrverkehr zu erschliessen. Parallel dazu entstehen neue Weg- und Weiderechte. Diese liessen den gestreuten Oekonomiebauten immer weniger Raum. Der infrastrukturelle Rahmen steht demzufolge in enger Verbindung mit dem rechtlichen. Diese gegenseitige Verschränkung der zwei Faktoren gibt den Landwirtschaftssystemen eine gewisse Stabilität (der Bauer konnte «sein» Agrarsystem nicht selbst aussuchen), erzeugt aber hinsichtlich der Siedlungsgenese einen *Homogenisierungsdruck*.⁶⁸

Der Hausbau ist immer auch eine *Kostenfrage*, insbesondere wenn, wie es im Engadin der Fall ist, deutlich über den eigentlichen Nutzen hinaus gebaut wird.⁶⁹ Im Normalfall setzt die wirtschaftlich-finanzielle Kraft des Bauherrn den Baukosten und der Grösse der zu errichtenden Bauten einen Rahmen, den zu überschreiten ihm nicht möglich ist. Das Engadin ist im Vergleich mit anderen Bündner Tälern als wirtschaftlich relativ stabil zu bezeichnen. Das Zusammenfallen verschiedener Faktoren wie die gute Verkehrslage, die Nähe zu bedeutenden Märkten und die Verbindung mit dem Untertanenland Veltlin (Zahlungen und Beamte) setzte die finanzielle Basis für die Entwicklung eines spezialisierten, hochstehenden Bauens.

Politische und rechtliche Faktoren

Die frühe Neuzeit war im Engadin gekennzeichnet von *mehreren schweren Krisen*, doch auch von den damit verbundenen *Neuanfängen*. Siebzehn Dörfer des Unterengadins wurden im Schwabenkrieg 1499 von den Tirolern angezündet (vergleiche Gonda). Die Oberengadiner Bevölkerung kam den Truppen zuvor und verbrannte ihre Häuser selbst. In den politisch unruhigen Zeiten der Bündner Wirren um das Jahr 1620 wurde erneut ein grosser Teil des Baubestandes vernichtet. Viele Dörfer fielen zudem auch ohne äusseren Einfluss wegen ungenügender Löscheinrichtungen einem Brand zum Opfer. Die Folge war zum Teil eine totale Auslöschung der bestehenden Baustruktur, was

eine enorme Bautätigkeit erforderte. Immer mehr scheinen sich dabei die Bauherren an gewisse *allgemein verbindliche Ortsbauliche Regeln* zu halten. Die Brandkatastrophen haben damit die *nutzungstypologische Einheitlichkeit* gefördert und den *bautypologischen Bruch* zum mittelalterlichen Bau beschleunigt.⁷⁰ In bezug auf die architektonische Formsprache hatten diese Faktoren jedoch keinen unmittelbaren Einfluss, beschleunigten und unterstützten jedoch deren Prozesse, wirkten gewissermassen *katalytisch* und öffneten die Türen hin zu neuen Entwicklungen.

Eng verbunden mit der Siedlungsgenese sind die politisch-rechtlichen Gemeindebildungsentwicklungen. Facettenreiche Kommunalisierungserscheinungen territorialer und administrativer Art sind ab dem Mittelalter im Engadin beobachtbar. Diese äussern sich in der Tendenz zur *Organisationsverdichtung* und *Abgrenzung der Einzelgemeinde*. Die Gemeinden engagieren sich vermehrt in neuen Bereichen und gewinnen damit an Zentralität.⁷¹ Parallel mit der Gemeindebildung entwickelt sich auch eine *allgemein verbindliche Öffnung*, die die Bevölkerung des Dorfes kraft ihres politischen Potentials erliess (Flurordnungen, Nutzung der Wälder, Bebauung der Güter, Beschränkung der Siedlungsplätze etc.).⁷² Diese Entwicklung hatte für die Bevölkerung von Höfen und Weilern oft die Konsequenz des Wohnortwechsels. Einerseits gewannen die Hauptsiedlungen der Gemeinden mit ihren Institutionen wie Kirche, Versammlungsort, Markt etc. an Anziehungskraft (Attraktivitätsfaktor) andererseits wurden die Randsiedlungen durch das grössere Gewicht der kommunalen Organisation eingeeengt (negativer Push-Faktor).⁷³ Konsequenz dieser Entwicklung: *Gebäulichkeiten in Kleinsiedlungen werden aufgelassen und die zugehörigen Parzellen vom Dorf aus bewirtschaftet*.⁷⁴

Die immer stärkeren Zusammenballungen in den Dörfern mit zunehmend urbanem Charakter ziehen es nach sich, dass *ökonomischen Baugedanken* zum Durchbruch verholfen wurde. Das Platzproblem scheint sich zunehmend verstärkt zu haben, zumal auch das Wohnbedürfnis seit dem ausgehenden Mittelalter zunahm. Bei der Entwicklung der Durchfahrten ist dieser Einfluss sicherlich zu berücksichtigen: Rainer Loose hat den Trend zur Zusammenfassung der Bauten einzig als Rationalisierung der Raumnutzung gedeutet. Die Bauern, die ihre Scheunen für Fahrzeuge zugänglich halten wollten, benötigten eine direkte Zufahrt von aussen und zogen sie somit durch das davorliegende Haus.⁷⁵

Im frühneuzeitlichen Dorf im Engadin gab es kaum Gesetze, die die Bautätigkeit unmittelbar bestimmten und prägten. Die *gegenseitige Sozialkontrolle* übernahm diese Funktion. Die Baubewilligung setzte beispielsweise die gütliche nachbarrechtliche Übereinkunft voraus. Eine Ausnahme bilden die *feuerpolizeilichen Verpflichtungen*, die nach

1550 nahezu alle Dorfordnungen des Engadins enthalten. Sie schreiben die Einwölbung der Küche und den Bau eines Kamins vor. In diesem Bereich haben damit Verordnungen direkten Einfluss auf die bauliche Gestaltung.⁷⁶

Interessant ist hierbei noch ein kurzer Vergleich mit dem Vintschgau. Wie bereits erwähnt, stehen die Häuser des Engadins in enger architektonischer Verwandtschaft mit denjenigen des Vintschgaus und dies trotz komplett verschiedener Organisationsform (Grundherrschaftsstruktur).⁷⁷ Dieses Beispiel kann ein Indiz dafür sein, dass die rechtlich-politische Entwicklung wohl bedeutende Impulse auf die Siedlungs- wie Bauformen gibt, hinsichtlich der ästhetisch-räumlichen Artikulation jedoch nur von sekundärer Bedeutung ist.

Architektur und Weltanschauung

Der Ansatz, Architektur als Folge der ihr zugrunde liegenden Weltanschauung zu erklären, hat sicherlich seine Berechtigung. *Das Denken der Menschen und ihr gebautes Umfeld müssen in Beziehung gesetzt werden* zueinander. Im Engadin scheinen die Häuser den Gedanken, *möglichst viele Bereiche eines Hofes unter dem gleichen Dache zu vereinigen, wiederzuspiegeln*.⁷⁸ Anders formuliert könnte man sagen, dass der *Verdichtungsgedanke* seinen Ausdruck in der *architektonisch geschlossenen und kompakten Form* suchte. Die *Idee der Einheit* scheint hinter dieser Architektur zu stehen.

Der auf einer ideologischen Argumentation beruhende Erklärungsansatz birgt aber zugleich die Gefahr vereinfachender und verallgemeinernder Aussagen in sich. Diese halten sich zuweilen sehr hartnäckig und sind nur mühsam zu widerlegen.

Einige solche Erklärungsansätze, die immer wieder in die Literatur Eingang gefunden haben, möchte ich im folgenden anfügen. Sie lassen sich grob in zwei Gruppen teilen: Einerseits wird das Engadiner Haus als ein *Abbild der Naturkraft der dort lebenden Menschen* erklärt und andererseits wird versucht, *bestimmte Baustile und Siedlungsarten gewissen Ethnien* und den jeweiligen damit verbundenen Weltanschauungen zuzuordnen.

Constant Wieser argumentiert folgendermassen:

«[. . .] das biologische Substrat, aus [-] (dem) einst das Engadinerhaus als sichtbarstes Zeichen einer eigenständigen Kultur entstand und sich entfaltete [. . .].»⁷⁹

Oder Poeschel:

«Denn die Familien, auf denen diese Baukultur ruhte, waren alle Bauern und die meisten daneben Krieger. Eine verheissungsvolle Mi-

schung. Dem Bauern bildet die stete Nähe der Natur den Sinn für das organische Werden, für das prunklose Echte, phrasenlos Bewährte, für das langsam und kernhaft Gewachsene und nicht sprunghaft Erzwungene. Dem Krieger aber gilt es Zucht, Beherrschung, Sammlung und Beständigkeit. Um so fruchtbarer konnten solche Eigenschaften für die Entwicklung einer gepflegten Baukultur werden, als den Engadiner schon früh lebendiger Sinn für geistige Werte nachzurühren war.»⁸⁰

Die Meinung, in der inneren und äusseren Gestaltung der Häuser könne man gewisse ethnische Eigenarten der Erbauer und der BewohnerInnen wiedererkennen, ist weit verbreitet.⁸¹

Nochmals Poeschel:

«Der Germane baut in Holz, der Romane in Stein.»⁸²

Zudem wird den Germanen die Streusiedlung, den Romanen das Haufendorf zugesprochen. Dass solche Zuordnungen unhaltbar sind, ist heute genügend bekannt.

Explizit machen Werner Meyer:

«[. . .] (ist) gewissermassen die Vorstellung verbreitet, es handle sich um ein typisches alemannisches Erbgut [. . .], während die geschlossene Dorfsiedlung auf Traditionen der alteingesessenen, romanischen Bevölkerung zurückgehe. Diese ethnische Scheidung der [Innerschweizer]⁸³ Siedlungsstruktur ist falsch.»⁸⁴

und Rainer Loose:

«Die Behauptung, der Steinbau sei die bevorzugte Bauweise der Rätoromanen, muss, da sie jeglicher Grundlage entbehrt, zurückgewiesen werden.»⁸⁵

darauf aufmerksam.

Sowohl archäologische wie archivalische Befunde sprechen hier eine deutliche Sprache.⁸⁶

Sozialgeschichtliche Faktoren

In starker Wechselwirkung mit der Entwicklung eines Profanbaus stehen die sozialgeschichtlichen Faktoren. Sie haben nachhaltigen Einfluss auf dessen Entwicklung und prägen seine Struktur. Die Familie [verstanden als soziale Gruppe der BewohnerInnen], der Mikrokosmos im Gesellschaftsganzen, formt sich ihren Ausdruck durch das Haus und kommuniziert gesellschaftlich damit.

Ein vorerst nur unmittelbar mit der Architektur verbundener Bereich ist die *demographische Situation*.⁸⁷ Für das Siedlungsgeschehen ist die Entwicklung der Bevölkerungsverhältnisse von eminenter Bedeu-

tung.⁸⁸ In Bevölkerungsexpansionsphasen entstehen, soweit es das soziale und wirtschaftliche Netz zulassen, viele Hausneubauten, denn der Besitz eines eigenen Hauses ist in der bäuerlichen Welt unabdingbare Voraussetzung zur Gründung einer Familie.⁸⁹ Die Erfassung der demographischen Entwicklung der frühen Neuzeit im Engadin ist allerdings sehr schwierig, insbesondere weil Daten aus dem 16. Jahrhundert fehlen. Aufgrund allgemeiner zeitgenössischer Aussagen darf man jedoch schliessen, dass im frühen 16. Jahrhundert eine *Wachstumsphase* stattfand, auf die später eine Stagnation folgte.⁹⁰ Um 1500 vermutet man bedeutende konstruktive Entwicklungen: Die Zeit der Bevölkerungsexpansion, verbunden mit einer regen Bautätigkeit fällt also mit der Zeit wichtiger baugeschichtlicher Veränderungen zusammen.

Der Anlass des Bauens war für den Bauherrn ein *subjektiver Akt*. Bei der Wahl des Bauplatzes war die soziale Landschaft wichtiger als die räumlich-topographisch gegebene. Dadurch konnten sich hinsichtlich der Konstruktion Nachteile ergeben: Die Forderungen, die ein sich entwickelndes zentral organisiertes Agrarsystem an die Baukonzeption stellt, können den soziologischen diametral entgegenstehen. Im konkreten Fall heisst das, dass der Bauherr die Anforderungen, die seine agrarische Existenz an das Bauen stellt, den Anforderungen seiner sozialen Existenz unterordnet. Zufahrtsprobleme und baukonstruktive Schwierigkeiten werden in Kauf genommen, soweit die Möglichkeit besteht, dafür an einem sozial relevanten Ort bauen zu können. In den dichtgedrängten Dörfern ein schwieriges Problem. Doch nahezu stereotyp richteten sich die giebelständigen Hauptfassaden (Brunnen-) Plätzen und Strassen zu. Die Hauskonstruktionen hatten sich demzufolge den soziologischen Anforderungen anzupassen.

Daraus wird ersichtlich, dass die *eine Gesellschaft konstituierenden Normen und Gebräuche* grossen Einfluss auf die Architektur haben. Dies gilt insbesondere für Gesellschaften mit hoch entwickelter Kommunikation. Viele feine Regelungsmechanismen, Sitten und Normen strukturierten die Privatsphäre, das enge Zusammenleben im Dorf, den Alltag im Engadin. Es gab kaum geschriebene Gesetze, die den Privatbereich regelten. Diese bezogen sich nahezu ausschliesslich auf das Gemeinwesen. Die Nachbarschaftskontrolle funktionierte hingegen, der *Sozialisationsdruck war stark*.⁹¹ Ich glaube nun, dass in einer Gesellschaft mit hohen kommunikativen Werten auch ihre Architektur primär Ausdruck davon ist. Der *Engadiner Profanbau wäre damit der räumlich wirksame Ausdruck einer subtil organisierten Gesellschaft mit hohen kommunikativen Werten, das Siedlungsbild der Ausdruck eines komplizierten Spiels unter NachbarInnen*.

Die giebelständige Hauptfassade wäre demnach die «formgewordene soziale Repräsentation», die sich im Gesellschaftsganzen des Dorfes kommunikativ verhielt. In diesem Zusammenhang sind auch die Wandverzie-

rungen, das stattliche Tor und die Bestrebungen, die Seitenfassaden ins Gesamtkonzept miteinzubeziehen, zu verstehen. Vor dem Tor befindet sich weiter eine Sitzbank, ein offensichtliches Kommunikationssignal. Allgemein wird die Reinlichkeit der Engadinerinnen und Engadiner gelobt.⁹² Der Platz vor dem Haus soll immer sehr sauber gehalten worden sein. Vielleicht eine Erklärung, weshalb der Miststock in die Cuort verlegt wurde?⁹³ In diesem der Öffentlichkeit nicht zugänglichen Raum scheint es im Gegensatz zum Vorplatz nicht sehr reinlich zugegangen zu sein. Wie bereits erwähnt, entleerte sich der Abort direkt auf den Mist. Und: «Man wischt auch den Kehrlicht da hinunter, denn der Miststock war [. . .] zugleich eine Art Abfallgrube, wo man ausser Kehrlicht verdorbene Feldfrüchte und selbst die Nachgeburten von Kühen und Kleinvieh hinwarf.»⁹⁴

In den Privaträumen, wo die kommunikative Funktion eine unbedeutende Rolle spielte, wurde der baulichen Gestaltung keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ausdrücklich werden immer wieder die engen niedrigen Schlafgemächer und die rauchigen schmalen Küchen erwähnt. Diese Räume wurden nur familienintern gebraucht. Die Chaminada hingegen ist oft mit einer aufwendigen Gewölbeform und mit kostbaren Truhen versehen. Der eingelagerte «Reichtum» war auch Aussenstehenden einsehbar.

Die Entwicklung des Engadiner Profanbaus steht folglich in enger Verbindung mit der Entwicklung einer sich *stetig verdichtenden sozialen Organisationsform*. Die steigenden gesellschaftlichen Anforderungen und Zwänge scheinen die Bauleute zu Kreativität und Innovationen hinsichtlich der Baugestaltung, der Formen und Typen herausgefordert zu haben.

Die in den vorangegangenen Kapiteln einzeln erläuterten und den Engadiner Hausbau beeinflussenden Faktoren können natürlich nur in ihrer gegenseitigen Bedingtheit und Wechselwirkung gelesen werden. Erst eine dynamische Betrachtungsweise ermöglicht eine Annäherung an die Entwicklung dieses differenzierten Haustypus.

Die optimalste Anpassung an diese vielschichtigen Anforderungen scheint das dreigeschossige, dreiraumtiefe Wohnhaus mit Ein- und Durchfahrten zu Stall und Scheune dargestellt zu haben. Im 17. Jahrhundert hat sich dieses Muster definitiv durchgesetzt.

Fazit

In meiner Arbeit versuchte ich mich der Entwicklungsgeschichte des Engadiner Haustypus von unterschiedlichen Gesichtspunkten aus und aufgrund verschiedener Methoden zu nähern. Dabei konnte es nicht um das Darlegen oder Erarbeiten gefestigter Resultate gehen, vielmehr um ein punktuell Herantasten an die komplexe Entwick-

lung dieses Profanbaus. Einige grundsätzliche Feststellungen können trotzdem gemacht werden.

1. Archäologische Ausgrabungen in Gonda-Lavin haben gezeigt, dass die klassische Engadiner Raumaufteilung bereits im 14. Jahrhundert ausgebildet sein konnte. Es handelt sich damit um ein altes Siedlungs- und Grundrissmuster, das nicht erst nach dem bautypologischen Bruch zwischen dem Mittelalter und der frühen Neuzeit entstanden ist.

2. Aufgrund der Notariatsprotokolle liess sich feststellen, dass im 16. Jahrhundert im Engadin eine grosse Heterogenität die Hauslandschaft prägte. Weitere Quellen, Reiseberichte oder Urbarien wie auch Aussagen der Literatur unterstützen diese Annahme. Konstruktionen mit Ein- und Durchfahrt, bereits verschmolzen oder noch getrennt, in der Oberbaukonstruktion ausser der Küche oft noch gänzlich aus Holz, standen neben einfachen Holzprofanbauten, deren Wirtschaftsbauten nicht an die Wohnbauten anschlossen. Die Bautypologie scheint sich jedoch in einer Umbruchszeit zu befinden. Das Einheitsbild, das uns die Gegenwart von dieser Hauslandschaft vermittelt, darf also nicht über die Verschiedenartigkeit der Baukonstruktionen noch in der frühen Neuzeit hinwegtäuschen. Der Engadiner Haustypus war ein Grundrissmodell unter vielen anderen. Erst im 17. und 18. Jahrhundert hat er sich durchgesetzt und zu einem festen kulturellen Muster verdichtet.

3. Das Engadiner Haus ist als ein komplexes architektonisches Gebilde zu verstehen, dessen Entwicklungsgeschichte nicht monokausal betrachtet werden kann. Unterschiedlichste Voraussetzungen und Wirkungszusammenhänge führten schliesslich zu der Ausprägung dieser räumlichen Artikulation. Von eminenter Bedeutung waren hierfür das sich bildende zentralisierte Agrarsystem, die facettenreichen Kommunalisierungserscheinungen, die technische Entwicklung und insbesondere sozialgeschichtliche Prozesse. Die verschiedenen Faktoren bedingen einander und können nur in ihrer gegenseitigen Verbindung gelesen werden. Das Haus wird damit verstanden als das Ergebnis der schöpferischen Verarbeitung von Zwängen und Einflüssen, die auf eine Gesellschaft bzw. den jeweiligen Bauherren einwirken. Verdichtet hat sich die Entwicklung zu einem festen Typus, einer ästhetischen Artikulation, dessen ursprünglich materialbedingten, konstruktiven und funktionalen Wirkungszusammenhänge heute längst verloren sind. Natürlichkeit oder Zufall stehen in keinem Zusammenhang mit dieser Entwicklung, auch die Freiheit nicht. Sie gehören in das Reich der Mythen.

In kommenden Untersuchungen wird es darum gehen, diese fragmentarischen Aussagen, insbesondere was die Quellen anbelangt, durch gezieltes Forschen zu verfestigen. Weitere Analysen der Nota-

riatsprotokolle, vor allem auch aus dem 15. Jahrhundert, führen sicherlich zu konkreteren Erklärungsansätzen. Neue archäologische Ausgrabungen und dendrochronologische Untersuchungen müssen die ersten Rückdatierungen untermauern. Weiterführende soziologische Fragestellungen sollten in die Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Engadiner Profanbaus miteinbezogen werden. Ein interessanter Ansatzpunkt wäre hierbei auch die Reformationgeschichte. Zu einer umfassenden Annäherung an die Entwicklungsgeschichte gehören zudem die detaillierte Analyse der verschiedenen Einflussbereiche und vergleichende Untersuchungen mit dem Tirol und dem Veltlin.

Anmerkungen

- ¹ Die Situation ist nicht vergleichbar mit der Sakralbauforschung. In jenem Bereich liegt genügend Archiv- und Quellenmaterial zur Verfügung.
- ² Einige wenige Dörfer sind von Katastrophen mehrheitlich verschont geblieben. Eines davon ist Zuoz, das momentan von Constant Wieser auf seine mittelalterliche Bausubstanz untersucht wird. (Unterdessen erschienen: Zuoz: Geschichte und Gegenwart, Schweizer Heimatbücher 190, Bern 1991 [die Redaktion]).
- ³ Die Aussagen beruhen auf einem Gespräch mit Diego Giovanoli.
- ⁴ Meili, David. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 85.
- ⁵ Wieser, Constant. Vom Engadinerhaus. In: TG. Nummer 6. S. 274–280. Chur. 1972. S. 276.
- ⁶ Giovanoli, Diego. Siedlungsinventar. Scuol. Chur. 1988. S. 11.
- ⁷ Könz, Ulrich. Das Engadinerhaus. Schweizer Heimatbücher. 47/48. Bern. 1952. S. 33f.
- ⁸ Könz. Das Engadinerhaus. Bern. 1952. S. 16.
- ⁹ Peer, Andri. Das Bündner Bauernhaus. II. Teil. Beiträge zur Kenntnis des Bauernhauses in Romanisch Bünden. In: JHGG 91. 1961. Chur. 1963. S. 27.
- ¹⁰ Giovanoli. Siedlungsinventar. Scuol. Chur. 1988. S. 19.
- ¹¹ Die Vorratskammer weist hinsichtlich der Lage eine labile Position auf. So liegt bei vielen elementaren Anlagen die Chaminada über der Küche oder gegenüber der Stube.
- ¹² Giovanoli. Siedlungsinventar. Scuol. Chur. 1988. S. 18. Und: Könz. Das Engadinerhaus. Bern. 1952. S. 17.
- ¹³ Campell, Bettina. Die Engadinerstube. Schweizer Heimatbücher. 135/136/137. Bern. 1968. S. 16f.
- ¹⁴ Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 159.
- ¹⁵ Kachelöfen sind in der Stüva sehr selten anzutreffen, erst später wurde von ausländischen Hafnern in die reicher ausgestatteten Stüva sura ein Kachelofen eingebaut. Im Münstertal findet man dagegen alte Öfen mit in Tirolerart in die Ofenfläche eingebauten Kacheln.
- ¹⁶ Campell. Engadinerstube. Bern. 1968. S. 20.
- ¹⁷ Von der Renaissance bis zum Rokoko und Klassizismus variieren dabei verschiedenste Stilarten.
- ¹⁸ Giovanoli. Siedlungsinventar. Scuol. Chur. 1988. S. 14ff.
- ¹⁹ Poeschel, Erwin (Hrsg.). Das Bürgerhaus in der Schweiz. Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden. 1. Teil. Südliche Landschaften. Band XII. Zürich. 1923. S. 20.
- ²⁰ ebd. S. 17.
- ²¹ Dies ist erst nach dem Einbau eines Kamins möglich.

- 22 Giovanoli. Siedlungsinventar. Scuol. Chur. 1988. S. 20. Und: Peer. Das Bündner Bauernhaus. Chur. 1961. S. 72.
- 23 Meyer, Werner. Siedlung und Alltag. Die mittelalterliche Innerschweiz aus der Sicht der Archäologen. In: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Band 2. S. 237–305. Olten. 1990. S. 237.
- 24 Grabungsbericht/Protokoll. Lavin 1990. Gonda. Haus Nummer 7. Maschinen-Skript. Haldenstein. 1991. S. 8.
- 25 Meyer. Siedlung und Alltag. In: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Olten. 1990. S. 249.
- 26 Grabungsbericht. Gonda. Haus Nummer 7. Haldenstein. 1991. S. 9f.
- 27 Grabungsbericht. Gonda. Haus Nummer 7. Haldenstein 1991. S. 12.
- 28 Ich bin mir bewusst, dass das Alter der untersuchten Balken nicht mit dem Alter des Hauses übereinstimmen muss. Werden systematisch angelegte Rückdatierungen diese ersten Resultate bestätigen, so kann man sicherlich davon ausgehen, dass Holzkonstruktionen dauerhafteren Bestand haben und oft älteren Datums sind, als bis jetzt gemeinhin angenommen wurde.
- 29 Urs Clavadetscher.
- 30 Zumthor, Peter. Siedlungs-Inventarisierung in Graubünden. Castasegna. Chur. 1981. S. 31ff.
- 31 Könz. Das Engadinerhaus. Bern. 1952. S. 13. / Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 81 und S. 147. / Simonett, Christoph. Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Band 1. Basel. 1965. S. 179. / Wieser. Vom Engadinerhaus. Chur. 1972. / Zumthor. Siedlungsinventarisierung. Chur. 1981. S. 83f.
- 32 Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 119.
- 33 Simonett. Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Band 1. Basel. 1965. S. 188.
- 34 Theuerkauf, Gustav. Die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Mittelalter. Paderborn. 1991. S. 166f.
- 35 Bei der Transkription konnte ich bis am Schluss gewisse Zweifelsfälle nicht vollständig abklären.
- 36 DIII RII 3a. S. 194f.
- 37 DIII RII 3a. S. 205f.
- 38 Lampugnani, geboren 1951, ist Architekt und Ingenieur und heute Professor für Architekturgeschichte an der Harvard University in Cambridge.
- 39 Lampugnani, Vittorio. Architektur als Kultur. Die Ideen und die Formen. Köln. 1986. S. 12.
- 40 Christoph Simonett hält für die Entwicklung des Engadiner Haustypus unter anderem folgende Erklärung bereit: «Stall und Haus haben sich erst allmählich und logisch entwickelt.» In: Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. Band 1. Basel. 1965. Seite 179.
- 41 Lampugnani. Architektur als Kultur. Köln. 1986. S. 12. Die Methode entspricht einem Ansatz von Alberto Savinio.
- 42 ebd. S. 40.
- 43 Roland, Rainer. In: Sottriffer, Kristian. Die verlorene Einheit. Wien. 1981. S. 41.
- 44 Zum Beispiel: Bundi, Martin. Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter. Chur. 1982. S. 570 und S. 674.
- 45 Lampugnani. Architektur als Kultur. Köln. 1986. S. 40.
- 46 ebd. S. 42.
- 47 Die detaillierte Erklärung dieses methodischen Ansatzes sind in Lampugnani: S. 16–44 nachzulesen. In den Ausführungen halte ich mich jeweils grob an diesen Raster.
- 48 Mathieu. Maiensässwirtschaft in Graubünden. In: JHGG 120. 1990. S. 71–125. Chur. 1991. S. 75ff.
- 49 Für David Meili ist das Klima mit ein Erklärungsfaktor für die Entwicklung des Engadiner Haustypus: «Für die harten und kalten Winter bot das in sich geschlossene Vielzweckhaus die besten Voraussetzungen zum Überleben.» In: Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 144.

- 50 Der Einfluss vom benachbarten Norden ist vor allem im Münstertal stark spür-
51 bar.
- 52 Niederer, Arnold. Die alpine Alltagskultur. Zwischen Routine und der Adoption
53 von Neuerungen. In: SZG. Vol. 29. Nummer 1. S. 233–255. Basel. 1979. S. 249.
- 54 Kruker, Robert. Inneralpine Transportprobleme und kulturelle Lösungsmuster.
Alltagsstrukturen und einfache Techniken. In: SZG. Vol. 29. Nummer 1.
S. 101–123. Basel. 1986. S. 103.
- 55 Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 56.
- 56 Beispielsweise in einem zeitgenössischen Dokument über die Baldironischen
Kriege 1621/22: «[. . .] für das verbrennen von Blockhäusern, für den Bau von
Blockhäusern, [. . .].» Insgesamt werden 650 Holzhäuser genannt, die den
Flammen zum Opfer fielen. Beschränkt auf das Gebiet des Unterengadins ist das
eine stattliche Zahl. In: Chalender Ladin. Nummer 21. 1931. Original in Rätoro-
manisch.
- 57 Lampugnani. Architektur als Kultur. Köln. 1986. S. 40.
- 58 Diego Giovanoli.
- 59 Loose, Rainer. Siedlungsgenese des oberen Vintschgaus. Schichten und Elemen-
te des Theresianischen Siedlungsgefüges einer Südtiroler Passregion. Forschun-
gen zur deutschen Landeskunde 208. Trier. 1976. S. 224.
- 60 Die Stadt kennt zu dieser Zeit das Zunft-Handwerk.
- 61 Sogenannte «Stümpeler».
- 62 Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich 1984. S. 69.
- 63 Victor Hugo: In: Lampugnani. Kultur als Architektur. Köln. 1986. S. 17.
- 64 Mathieu, Jon. Inneralpine Landwirtschaft der Schweiz. Chur. 1991. S. 225.
- 65 Mathieu, Maiensässwirtschaft in Graubünden, 15.–19. Jahrhundert. Chur. 1991.
S. 98.
- 66 Mathieu. Inneralpine Landwirtschaft in der Schweiz. 1500–1800. Chur. 1990.
S. 130.
- 67 ebd. S. 117.
- 68 ebd. S. 118.
- 69 Peer. Das Bündner Bauernhaus. Chur. 1961. S. 26.
- 70 Mathieu. Inneralpine Landwirtschaft in der Schweiz. 1500–1800. S. 130.
- 71 Loose. Siedlungsgenese des oberen Vintschgaus. Trier. 1976. S. 224.
- 72 Giovanoli. Siedlungsinventar Scuol. Chur. 1988. S. 8.
- 73 Mathieu. Inneralpine Landwirtschaft der Schweiz. 1500–1800. Chur. 1991.
S. 121.
- 74 Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 47.
- 75 ebd. S. 123.
- 76 Diese Entwicklung spielte bei dem Abgang von Gonda sicherlich auch eine Rol-
le.
- 77 Loose. Siedlungsgenese des oberen Vintschgaus. Trier. 1976. S. 225.
- 78 Giovanoli. Siedlungsinventar Scuol. Chur. 1988. S. 10f.
- 79 Loose. Siedlungsgenese des oberen Vintschgaus. Trier. 1976. S. 229ff.
- 80 Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 144.
- 81 Wieser, Constant. Vom Engadinerhaus. Chur. 1972. S. 280.
- 82 Poeschel, Erwin. Das Bürgerhaus in der Schweiz. Band XII. Das Bürgerhaus im
Kanton Graubünden. 1. Teil. Südliche Landschaften. Zürich. 1923. S. 14.
- 83 Vergleiche Wieser. Vom Engadinerhaus. Chur. 1972. S. 276.
- 84 Poeschel. Das Bürgerhaus in der Schweiz. Band XII. Zürich. 1923. S. 12.
- 85 Diese Aussage ist auf das ganze inneralpine Gebiet übertragbar.
- 86 Meyer. Siedlung und Alltag. In: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Ol-
ten. 1990. S. 247.
- 87 Loose, Rainer. Siedlungsgenese des oberen Vintschgaus. Trier. 1976. S. 223f.
- 88 Vergleiche: Meyer. Siedlung und Alltag. In: Innerschweiz und frühe Eidgenos-
senschaft. Olten. 1990. S. 247. Und: Loose. Siedlungsgenese des oberen
Vintschgaus. Trier. 1976. S. 223.

- 87 Mathieu, Jon. Bauern und Bären. Chur. 1987. S. 211.
 88 Loose. Siedlungsgenese des oberen Vintschgaus. Trier. 1976. S. 169.
 89 Meili. Schweizer Bauernhaus. Zürich. 1984. S. 60.
 90 Mathieu. Inneralpine Landwirtschaft. 1500–1800. Chur. 1991. S. 76f.
 91 Diego Giovanoli.
 92 Margadant, Silvio. Graubünden im Spiegel der Reiseberichte und der landeskundlichen Literatur des 16.–18. Jahrhunderts. Diss. Phil. I. Zürich. 1978. S. 125.
 93 In der Literatur findet man als Begründung, weshalb der Miststock in das Haus eingegliedert wurde, oft die Annahme, dass sich der Bauer dadurch ermöglichte, den Mist auch im Winter auszuführen. (Peer, S. 72; Simonett, S. 189.) Dem ist jedoch entgegen zu halten, dass die Winter im Engadin nicht rauher sind als in anderen Bündner Hochtälern. Ich erachte diese bäuerliche Betriebsmöglichkeit deshalb nur als nützliche Begleiterscheinung, aber nicht als Entwicklungsanlass.
 94 Peer. Das Bündner Bauernhaus. Chur. 1963. S. 49.

Abkürzungen

BM	Bündner Monatsblatt
DRG	Dicziunari Rumantsch Grischun
JHGG	Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubünden
SAV	Schweizerisches Archiv für Volkskunde
SZG	Schweizerische Zeitschrift für Geschichte
TG	Terra Grischuna

Quellen und
Literatur*Quellen*

- StAGR Staatsarchiv Graubünden, Chur:
 D III R II 3a Notariats-Imbreviaturen Jachiam Bifrun 1541–1568
 B 173 Notariats-Imbreviaturen Jachiam Bifrun 1562–1578

Bibliographie

- BUNDI, Martin. Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter. Chur. 1982.
 BUNDI, Martin. Frühe Beziehungen zwischen Graubünden und Venedig. Chur. 1988.
 CAMPBELL, Bettina. Die Engadinerstube. Schweizer Heimatbücher. 135/136/137. Bern. 1968.
 CARONI, Pio. Zur Bedeutung des Warentransportes für die Bevölkerung des Passgebietes. In: SZG. Vol. 29. Nummer 1. S. 84–100. Basel. 1979.
 CHALENDER LADIN. Nummer 21. o. O. 1931. (Ein rätoromanisches Dokument über die Baldironischen Kriege 1621/1622.)
 CLAVADETSCHER, Urs. Die Wüstung Gonda im Unterengadin. In: Maurer, Helmut (Hrsg.). Churrätisches und st. gallisches Mittelalter. S. 91–98. Sigmaringen. 1984.
 DÖNZ, Hans. Haustypen in Graubünden. In: Bündner Kalender. 143. Jahrgang. S. 76–83. Chur. 1984.
 ERTZINGER, Ernst. Die primitiven Bauformen im Puschlav. In: BM. Nummer 5. Ohne Seitenzahlen. 1963.
 FEUERSTEIN. Das Engadiner Haus. Bündnerische Vereinigung für Heimatschutz. Basel. o. J.
 GRABUNGSBERICHT/PROTOKOLL. Lavin 1990. Gonda. Haus Nummer 7. Maschinen-Skript. Haldenstein. 1991.
 GIOVANOLI, Diego. Siedlungspflege. Baugestaltung in den Regionen. Erhaltung und Erneuerung wertvoller Dörfer. Chur. 1981.
 GIOVANOLI, Diego. Siedlungsinventar Scuol. Chur. 1988.

- GIOVANOLI, Diego. OBRIST, Robert. SEMADENI, Silva. Bauen. 1830–1980. Bern. 1986.
- HUNZIKER, Jakob. Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Aarau. 1900–1914.
- JENNY, Hans. Alte Bündner Bauweise und Volkskunst. Chur. 1948.
- KOFLER, Oswald. STAMPFER, Helmut. Wohnkultur im Südtirol. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bozen. 1982.
- KÖNZ, I. U. Das Engadinerhaus. Schweizer Heimatbücher. 47/48. Bern. 1952. Überarbeitete Auflage: 1966.
- KRUKER, Robert. Inneralpine Transportprobleme und kulturelle Lösungsmuster. Alltagsstrukturen und einfache Techniken. In: SZG. Vol. 29. Nummer 1. S. 101–123. Basel. 1963.
- LAMPUGNANI, Vittorio M. Architektur als Kultur. Die Ideen und die Formen. Aufsätze 1970–1985. Köln. 1986.
- LOOSE, Rainer. Siedlungsentstehung des oberen Vinschgau. Schichten und Elemente des Theresianischen Siedlungsgefüges einer Südtiroler Passregion. Forschungen zur deutschen Landeskunde 208. Trier. 1976.
- MARGADANT, Silvio. Graubünden im Spiegel der Reiseberichte und der landeskundlichen Literatur des 16.–18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Graubündens. Diss. Phil. I. Zürich. 1978.
- MATHIEU, Jon. Inneralpine Landwirtschaft der Schweiz 1500–1800. Räumliche, technische und soziale Aspekte. Maschinen-Skript. Chur. 1990.
- MATHIEU, Jon. Maiensässwirtschaft in Graubünden, 15.–19. Jahrhundert. In: JHGG 120. 1990. S. 71–125. Chur. 1991.
- MATHIEU, Jon. Bauern und Bären. Chur. 1987.
- MEILI, David. Hausforschung und Architektur in der Schweiz. Zur Dekadenz einer Wechselbeziehung. In: Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich. S. 203–218. Wien. 1982.
- MEILI, David. Schweizer Bauernhaus. Ländliche Bauten und ihre Bewohner. Zürich. 1984.
- MEILI, David. Das Haus des Schweizer Bauern. Bern. 1986.
- MEYER, Werner. Siedlung und Alltag. In: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Band 2. S. 237–305. Olten. 1990.
- MÜLLER, Paul Emanuel. Bündner Haus – Bündner Dorf. Chur. 1978.
- NIEDERER, Arnold. Die alpine Alltagskultur. Zwischen Routine und der Adoption von Neuerungen. In: SZG. Vol. 29. Nummer 1. S. 233–255. Basel. 1979.
- PEER, Andri. Das Bündner Bauernhaus. I. Teil: Küche und Heizung im Bauernhaus Romanisch-Bündens. SAV. Heft 3. 1960.
- PEER, Andri. Das Bündner Bauernhaus. II. Teil: Beiträge zur Kenntnis des Bauernhauses in Romanisch-Bünden. In: JHGG 91. 1961. Chur. 1963.
- POESCHEL, Erwin. Das Bürgerhaus in der Schweiz. Band XII. Das Bürgerhaus im Kanton Graubünden. 1. Teil. Südliche Landschaften. Zürich. 1923.
- POESCHEL, Erwin. Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. 7 Bände. Basel. 1937–1948.
- RAGETH, Jürg. Archäologische Entdeckungen in Schiers. In: Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte. Band 45. Heft 2. S. 65–108. 1988.
- SCHWAB, Hans. Das Schweizerhaus. Aarau. 1918.
- SIMONETT, Christoph. Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden. 2 Bände. Basel. 1965/1968.
- SOTRIFFER, Kristian. Die verlorene Einheit. Wien. 1981.
- SOTRIFFER, Kristian. Domus Alpina. Wien. 1982.
- SOTRIFFER, Kristian. Alte Bauweise in den Alpen. Wien. 1983.
- THEUERKAUF, Gustav. Die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Mittelalter. Paderborn. 1991.
- WEISS, Richard. Häuser und Landschaften in der Schweiz. Zürich-Erlenbach. 1959.
- WIESER, Constant. Vom Engadinerhaus. In: TG. Nummer 6. S. 276–280. 1972.

- WIESER, Constant. Häuser und Höfe des Testaments von Bischof Tello (765) nach den Schriftquellen und archäologischen Funde von Constant Wieser. In: BM. S. 246–282. Chur. 1986.
- WIESER, Constant. Hundert Jahre Hausforschung in Graubünden. Rückblick und Ausblick. In: JHGG 1984. S. 185–233. Chur. 1985.
- ZUMTHOR, Peter. Siedlungs-Inventarisatoin in Graubünden. Castasegna. Chur. 1981.

Claudia Meili, Allmendgütlistrass 43, 8810 Horgen

Adresse der Autorin